

Gottesrede – kulturell informiert

Erfahrungen aus Südafrika

Wie können wir von Gott reden? Wie kann Gott zu uns reden und wirklich werden? Wie kann ich mich mit meinem Glauben verständlich machen? Thomas von Aquin sagt: *Quidquid recipitur ad modum recipientis recipitur* (Cf. Summa Theologiae, 1a, q. 75, a. 5 3a, q. 5.): Was immer aufgenommen wird, wird auf die Weise des Aufnehmenden aufgenommen. Das meint, dass, was einmal gesagt oder auch geschrieben wurde, mit dem Sagen oder der Veröffentlichung ein Eigenleben beginnt. Die Deutung, das Verstehen, ist Sache des Empfängers. Damit wird Kommunikation ein ganz sensibles, empathisches „Geschäft“. Die Verantwortung für mein Verstandenwerden liegt wesentlich bei mir, gerade auch als Missionar.

Als ich 1992 nach Südafrika ging, da fühlte ich mich wie ein Kleinkind: Ich kannte die Sprache nicht, ich kannte die Kultur(en) nicht, ich wusste nicht, warum Leute die Dinge machten, die sie machten. Wie konnte ich da hoffen, verstanden zu werden?

Homeland - Wonderland

Das brachte mich auf Augenhöhe. Anthony Gittins, ein Spiritaner-Missiologe, nannte einmal drei Epochen im Leben eines Missionars: Er wächst auf und lernt sein Menschsein in seinem *Homeland*, der Heimat. Alles ist klar und verständlich. Das ist, was Kultur meint: So geht das Leben hier, klimatisch und anthropologisch angepasst. Und dann kommen sie in ihr neues Einsatzgebiet. Das entpuppt sich als ein *Wonderland*, ein Wunderland. Denn da kann man nur staunen, dass Leben auch ganz anders geht, als man es von der eigenen Heimat her kennt. Damit gilt es vertraut zu werden, will man verstanden werden.

Zum Beispiel ändert sich das Gespür für Zeit. Manche erzählen gern das Statement von Afrikanern gegenüber Europäern: Ihr habt die Uhren, wir haben die Zeit. Doch da steckt mehr dahinter: Rein sprachlich kann man im isiXhosa¹ nicht zu spät kommen. Es gibt

kein Wort dafür. Manche leihen es aus dem Englischen aus und sagen „ich (bin) spät“ – *ndilate* – aber eigentlich gibt es das nicht. Entweder man kommt noch während der Veranstaltung und gehört dann voll dazu, oder sie ist vorüber, und dann ist es eh egal.

Das gibt in der Rede von Gott zumindest zweierlei her: Entgegen anderslautender Annahmen kann für Gott niemand zu spät kommen. Trostreich für die, die spät zum Christentum kamen, aber eben nicht zu spät. So will ja auch das Matthäusevangelium (20,1-16) mit dem Gleichnis der zu verschiedenen Zeiten angeworbenen Tagelöhnern, die alle den gleichen Lohn erhalten, nicht eine neue Tarifpolitik vorschlagen. Es sagt ganz einfach: Alle gehören dazu, mit gleichen Rechten. Trostvoll für die, die erst spät in Afrika oder auch Lateinamerika und Asien zur „alten Kirche“ dazukamen. Sie sind keine Juniorpartner, auf die man mit Herablassung hinunterschauen dürfte. Sie sind gleichwertige Partner mit einem anderen, aber durchaus sinnvollen Kulturmodell. Es gibt keine „Dummies“, nur weil sie zum Beispiel aus Lateinamerika kommen und bei ihnen auf eigene Weise Leben Sinn macht.

Das Wörtchen „spät“ macht auch auf Probleme beim Übersetzen aufmerksam. Die brauchen Beachtung, wenn man sich verständlich machen will. Das Problem taucht auf, wenn man die Bibel oder die Liturgiesprache übersetzen will. Puristen bestehen auf einer wörtlichen Äquivalenz: Worte, Sätze müssten wörtlich übertragen werden, bis in die Satzstruktur hinein. Aber wie soll das gehen, wenn man sprachlich nicht einmal zu spät kommen kann? Wie soll man das verständlich machen, was man meint? Andere zielen deshalb auf eine dynamische Äquivalenz, also eine Übertragung, die den Sinn trifft. Die Intention ist, dass die Hörer den Text in dem Sinn verstehen, wie es die originalen Hörer vor Tausenden von Jahren taten. Das nimmt den Respekt für Kontext, Kultur, Bildsprache und anderes mit in den Blick.

Im englischsprachigen Bereich haben viele die neue Übersetzung des Messbuches mit Schmerz und Ärger zur Kenntnis genommen. Dort wurden englische Sätze nach lateinischer Satzstruktur konstruiert, und das Vokabular klingt oft fremdartig. Was kann von

Gott durch eine Liturgie verständlich werden, wenn Form und Sprache Ärger, Schmerz und Entfremdung erzeugen! Was verstanden wird, liegt ja beim Hörer.

Das Xhosa Messbuch hatte hingegen – im sensiblen Bemühen in dieser Kultur verständlich zu sein – Sprachformen aufgegriffen, die den Leuten vertraut, eingänglich und leicht assoziierbar waren. Das galt für die Präfationen, die dem traditionellen „Lobpreis“ – isibongo – nachempfunden waren, wie auch für das Exultet an Ostern und für die Doxologie am Ende des Hochgebetes.

Wer verstanden werden will, muss die jeweilige Kultur kennen, und er muss nachfragen. Das ist ja nicht nur eine gute Übung in Sachen Demut, Respekt und Wertschätzung der Kompetenz anderer. Bei der Ausbildung von Kommunionshelfern ging es um ein vertieftes Verständnis der Eucharistie, wie Gott im Sakrament kommuniziert. Und dafür konnten die Bräuche um traditionelle Mähler eine große Hilfe sein. Nur um es anzudeuten: Da spielt die gespürte Gegenwart der Vorfahren eine Rolle. Da gibt es Rollen, die einander er-



Bischof Michael während einer Messe in Südafrika

gängen. Da gibt es eine große Gastfreundschaft. Da gibt es ein Verständnis, dass alle, solange sie an der Feier einer Familie teilnehmen, als deren Mitglieder betrachtet und respektiert werden... Und von dort konnten Linien gezogen werden, auf Plakaten, die Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten deutlich machten und ein tieferes Verständnis im Licht der örtlichen Kultur ermöglichten.

Das Numinose finden

Afrikanische Gottesdienste sind lebendig und lebensspendend durch Singen und Tanzen. Singen bringt Menschen zusammen. Sie erfinden nicht die Musik, aber sie finden sich in ihr – und das Numinose. Das sind erfüllende Momente im Zelebrieren der Gegenwart Gottes, fast wie in Trance in einem liminalen Raum einzutauchen, der Transformation gerade durch die erfahrene Freude bewirkt. Musik war ja auch eine Methode der Reformation. Zu oft wird sie als göttliche Kommunikation unterschätzt. Bewegung, Tanz, ist ja auch von Derwischen und den Sufis bekannt. Der Tanz ist Gebet. Selbstvergessenheit kann in Trance führen. Er ist erfahrene Rollenverteilung. Mit dem Körper beten, wie die Juden mit dem Schockeln, der Bewegung beim Beten, das manche als meditatives Element verstehen.

Für die, die auch die Stille schätzen, ließ die als lärmend empfundene Liturgie manches zu wünschen übrig. Die Frage kam auf, ob es in der örtlichen Kultur so etwas wie Raum für Stille gibt. Ein einheimischer Priester musste lange überlegen, bis er sich an eine Erfahrung von Stille erinnerte. Bei einer Bestattungsfeier erlebte ich es dann selbst. Nachdem der Tote begrüßt und in seine Hütte gebracht wurde, setzten sich die allein dafür anwesenden Männer hin: Einer hielt eine kurze Ansprache. Dann wurde in einem grossen Gefäß das traditionelle Hirsebier im Kreis herumgereicht. Dabei herrschte absolute, respektvolle Stille. Dasselbe galt, als seine Pfeife herum gegeben wurde, mit der nochmals die Verbundenheit mit ihm ausgedrückt wurde.

Stille dient der Kommunikation einer Gemeinschaft, die das Sichtbare übersteigt – ihm gar trotz, liegt der Tote doch aufgebahrt

da. Wo man sich nicht einmal mehr „Worte“ leisten muss, wird im leistungsfreien Raum Gegenwart geschenkt. Verbundenheit findet in der Stille ihren Ort und ihre Bedeutung – gerade vielleicht in ihrer „kostbaren“ Seltenheit. Als beredtes Schweigen bietet sie darüber hinaus Anknüpfungspunkte für das Verständnis von Stille und Stille-gebet als privilegierter Ort der Gottesbegegnung, der Gegenwart und innigen Gemeinschaft, in der es keiner Worte mehr bedarf.

Ein Mensch ist Mensch durch Menschen

Imbeleko heisst bei den amaXhosa der Brauch, durch den neue Kinder in die Familie, den Clan und vor allem bei den Vorfahren eingeführt werden. Bei dieser großen Feier geht es um die Erfahrung der Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen.

Bei der Katechese für die Kindertaufe wurde zur besseren Verständlichkeit gerade dieser Brauch zitiert. In der Taufe geht es ja auch um eine ganz neue Weltsicht, in die die Kinder eintauchen, eine Zugehörigkeit, die das unmittelbar Sichtbare übersteigt. Im Ritual wird kommuniziert, was das Leben wesentlich ausmacht: Ein Teil vom Ganzen zu sein. Die *ubuntu*-Philosophie² sagt es ja: Ein Mensch ist Mensch durch Menschen. Und das kann man erweitern auf die Vorfahren, für Christen insbesondere auf den Vorfahren im Glauben, auf Jesus Christus: Durch den Menschgewordenen zum Menschen werden. Und das geschieht in Gemeinschaft. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum bei verschiedenen Gelegenheiten die Allerheiligenlitaneien mit eindrucksvoller Kraft und Schönheit gesungen werden und ganz und gar nicht „langweilig“ sind: Ein kurzweiliges, ehrfürchtiges Verweilen in göttlich induzierter Gemeinschaft: der Familie Gottes.

Und so, wie in der Vorstellung der Basotho³ die lange Reihe von Vorfahren letztendlich Anliegen zu Gott mediiert, so kann das Vortragen von Anliegen schon im Alltagsleben durchaus göttliche Züge annehmen. Die Bitte um einen Gefallen, aber auch um Vergabung ist kulturell geprägt. Es war für mich gewöhnungsbedürftig zu erfahren, dass zu diesem Zweck andere vorgeschickt wurden. Sie baten anstelle des Bedürftigen. Mein anfängliches Gefühl war: Kann

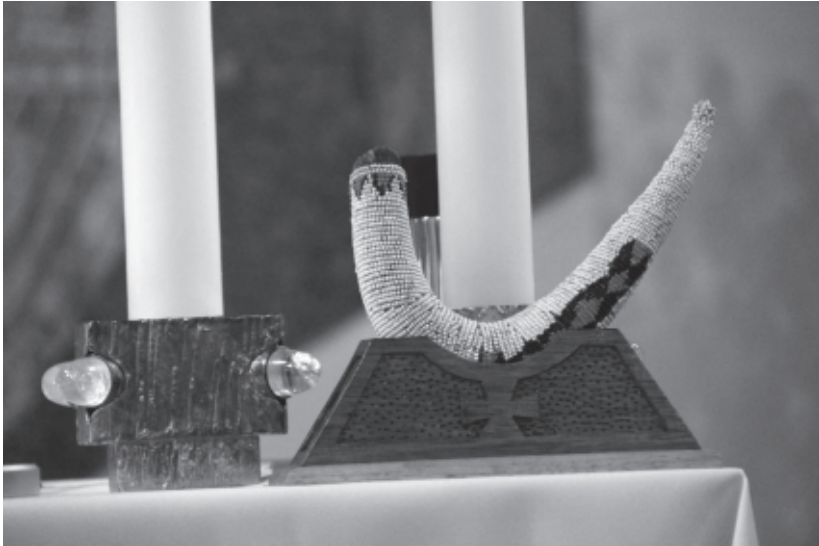
der nicht selbst kommen? Bis mir eines Tages die Augen für die Tiefe Humanität des Vorgehens aufgingen. Mit der eigenen Bedürftigkeit, ja mit Versagen steht man nicht allein, sondern hat jemanden, einen Fürsprecher, der sich das Anliegen zueigen macht. Solch ein Vorgehen bringt Ruhe und Zutrauen in die Dynamik: Harsche Reaktionen gegenüber diesem Vermittler machen keinen Sinn. Gottes Gegenwart strahlt in der menschenfreundlichen Interaktion auf, so wie sie es in Jesu vermittelnder Intervention tat, sie haucht in Hitze Kühlung zu, wie es die Pfingstsequenz sagt.

Newfoundland

Homeland und wonderland: so hießen die ersten zwei Phasen im Leben eines Missionars. Sollte er eines Tages wieder nach Hause zurückkehren, findet er dort eine veränderte Situation vor. Das, was einst Heimat war, ist nun fragwürdig geworden: Newfoundland. Es wird mit einer ganz anderen Perspektive gesehen. In „Neufundland“ scheint viel vom „Loslassen können“ die Rede zu sein. Dass man sich beklagt und wundert, dass vieles in Kirche nicht mehr geht, ist erstaunlich. Wurde doch oft Wesentliches für den Gottesbezug, für die Kommunikation, nämlich Bibel und Gemeinschaft losgelassen. Fehlt da nun gar die Antenne, der Modus des Wahrnehmenden? Wie kann man Gott in Gemeinschaft erfahren, wenn man sie nicht will?

Angekommen in Newfoundland habe ich mein Gefäß für die Salbung mit Chrisam mitgebracht, ein Horn. Traditionell bewahrt das Familienoberhaupt darin Medizin auf. Ob ich es auch hier benutzen könnte? Mir wurde abgeraten: Das wäre schwierig in Deutschland.

Ich entschied mich, das zu testen. Schließlich kann achtsamer Umgang mit Symbolen und Worten auch befruchtend wirken und Blicke weiten. Nach Gesprächen mit Firmbewerbern wurde im Gottesdienst betont, dass früher Könige mit Öl aus einem Horn gesalbt wurden. Die Salbung mit Chrisam drückt unter anderem die unveräußerliche Würde aus, die allen Menschen zukommt, garantiert nicht vom Papst, dem Bischof, den Eltern oder wem auch immer, sondern von Gott. Und sollte sie einmal mit den Füßen getreten werden,



Horn für die Salbung mit Chrisam

dann geht sie nicht weg, schreit vielmehr nach Achtung und Respekt – diese Botschaft wurde wohl verstanden. Behutsamer, verständlicher Dialog hatte es möglich gemacht, dass ein eher ungewohntes Symbol, das Horn, beginnen konnte, Gott und seine Sicht vom Menschen zu kommunizieren.

Eigentlich ein Grund zum Singen und Tanzen.

Michael Wüstenberg, Priester des Bistums Hildesheim,
von 1992 bis 2017 Missionar in Südafrika,
davon die letzten 10 Jahre Bischof von Aliwal

[1] Bantusprache, eine der elf Amtssprachen in Südafrika, wird auch in Botswana und Lesotho gesprochen

[2] afrikanische Lebensphilosophie

[3] Bergvolk im südlichen Afrika